Moment hielt eine ihr selbst unerklärliche Scheu sie wieder davon zurück, ihn schon jetzt anzuhören. Daß es früher oder später doch geschehen würde — ja, geschehen mußte, darüber hegte sie keinen Zweifel mehr.

Herbert war jetzt sehr viel klüger und verständiger als früher. Er sagte sich, daß in Janes gänzlich verändertem Betragen ihm gegenüber nur der beste Beweis für die Wandlung ihrer verwandtschaftlichen Gefühle in andere, weit beglückendere, zu sehen sei. Ihre eigentümlich scheue, fast furchtsame Zurückhaltung war nichts anderes, als mädchenhafte Schüchternheit, und diese erhöhte, wenn möglich, noch ihren Wert in seinen Augen. Er hatte ja keine Eile, warum sollte er nicht noch ein wenig warten? — War doch die unendlich lange Trennungszeit glücklich überstanden; — hatte er sich doch davon überzeugt, daß ihm das geliebte Mädchen von niemand streitig gemacht werden konnte, daß kein anderer auch nur den kleinsten Platz in ihrem reinen, treuen Herzen eingenommen hatte — ja die untrüglichsten Anzeichen sprachen dafür, daß dieses kindliche, unberührte Herz nur ihm allein gehörte, vielleicht ihr selbst noch unbewußt, aber desto seliger die Erkenntnis, desto himmlischer der Augenblick, wenn die ganze berauschende Wonne der ersten Liebesseligkeit über sie und ihn hereinbrechen würde!

In Janes Herzen sah es wunderbar aus; die widerstreitendsten Gefühle hatten von ihm Besitz ergriffen. Daß sie ihren Vetter liebte, mit aller Innigkeit ihrer reinen, keuschen Seele heiß und zärtlich liebte, das ahnte sie bereits ganz leise; doch glaubte sie, diese Empfindung vor seinen forschenden Blicken verbergen zu müssen, und da ihr das nur sehr schlecht gelingen wollte, wich sie ihm scheu und furchtsam aus.

Erst jetzt bemerkte sie, welch ein schöner, stattlicher Mann Herbert geworden. Keiner von all den Männern, die sich um sie beworben hatten, konnte sich mit ihm messen. Wie imponierend sah die hohe, schlanke Gestalt aus; wie stolz das edelgeformte Antlitz mit den klaren, grauen Augen!

Jane fühlte es ganz heiß in ihre Wangen steigen, wenn sie sich erinnerte, wie sie sich von seinen, jetzt von einem mächtigen Schnurrbart beschatteten Lippen hatte küssen lassen, was sie alles gesagt und getan hatte, ehe er fortreiste.

Jane war froh, daß die Pflichten des heutigen Tages sie vollauf in Anspruch nahmen und es ihr erleichterten, einem Alleinsein mit Herbert aus dem Wege zu gehen.

Zu elf Uhr vormittags waren alle ärmeren Bewohner des Dorfes auf das Schloß bestellt, und Jane verteilte unter die glückstrahlenden Leute Fleischwaren, Tee, Zucker und Gebäck; selbst einen kleinen Betrag Geld erhielt jeder einzelne, damit er sich in seinem eigenen bescheidenen Heim einen recht vergnügten Tag machen konnte.

Um 1 Uhr erschienen die Pächter mit ihren Familien; sie versammelten sich um die große, reichbesetzte Mittagstafel, an welcher der Herzog präsidierte, während Herbert am unteren Ende Platz nahm. Beim Dessert zeigte sich Lady Jane auf einige Minuten und nahm mit freundlichem Dank die vielen treuen Wünsche entgegen.

Gleich darauf begab sie sich ins Dorf, um im Verein mit den beiden Pfarrerstöchtern die Abfütterung der Schulkinder zu leiten. Unermüdlich sorgte Jane für die Wünsche der jubelnden Kinderschar, und nachdem alle im reichlichsten Maße von Schokolade, Tee, Kuchen und Früchten genossen hatten, beteiligte sie sich selbst bei den harmlosen, heiteren Spielen der Dorfjugend. Als dann die fröhlichen Kleinen mit gefüllten Taschen und freudig erregten Herzen den Heimweg antraten, fühlte sich Jane ermattet, daß sie es vorzog, allein über die Felder nach Hause zu gehen, anstatt, wie sie es Herbert halb und halb versprochen, den Weg durch das Dorf und den Park zu nehmen, auf dem er ihr entgegenkommen wollte. Sie fühlte sich einer Situation, wie sie dann unzweifelhaft entstehen mußte, jetzt wirklich nicht gewachsen. Sie wußte, daß sie in Tränen ausbrechen würde, sobald Herbert zu sprechen anfinge, und das wäre doch höchst albern und kindisch. Also besser, sie ging ihm vorläufig noch aus dem Wege.

Abgespannt von der ungewohnten Anstrengung des Tages legte sie sich in ihrem Ankleidezimmer auf die Chaiselongue und ließ sich eine Tasse starken Tee bringen. Nachdem sie diesen getrunken, wollte sie nur wenige Minuten ruhen, um mit frischen Kräften ihre Toilette für den Abend, den eigentlichen Glanzpunkt des Tages, zu machen.

Aus den wenigen Minuten war freilich beinahe eine Stunde geworden, und nun hieß es, sich beeilen, da das Diner, das sonst um 8 Uhr eingenommen wurde, heute etwas früher serviert werden sollte, damit man um 9 Uhr zum Empfange der Gäste bereit war.

Jane klingelte nach der Zofe. In wenigen Augenblicken saß sie im weißen Peignoir vor dem Spiegel und ließ sich die langen, goldbraunen Locken bürsten. Maries geschickte Finger hatten bald eine entzückende Frisur zustande gebracht, in der zuletzt noch eine Wasserrose befestigt wurde, auf deren weichen Blättern große Diamanten funkelten. Ein Kleid aus weißer Seide mit denselben Blüten und reichen Stickereien verziert, umschloß ihre schlanke Gestalt in vollendetem Sitz. Als Schmuck nahm Jane das Perlenhalsband ihrer Mutter, und zum Erstaunen der Zofe streifte sie nur einen einzigen Reif auf den linken Arm, und zwar das Geschenk ihres Vetters.

Der Herzog und Herbert sahen in ein ernstes Gespräch vertieft im Wohnzimmer, als Jane auf der Schwelle erschien. Beide Männer blickten freudig überrascht auf, und in ihren Augen konnte man so deutlich die Bewunderung lesen, daß Jane errötend ihre Blicke zu Boden senkte.

„Wie reizend du aussiehst, mein Liebling!" rief der stolze Vater ihr entgegen und drückte einen Kuß auf die noch tiefer erglühende Wange seines Kindes. „Ich weiß ganz genau, wer heute abend die Schönste sein wird", fuhr er scherzend fort, indem er ihr in die niedergeschlagenen Augen zu blicken versuchte.

„Ach, Papa, das behauptest du immer, selbst wenn zehnmal hübschere Mädchen als ich da sind", sagte Jane halb schmollend, halb erfreut. Sie wollte heute allerdings für einen die Schönste sein, und daß dies der Fall sein würde, erkannte sie schon bei ihrem Eintritt aus Herberts heißen, bewundernden Blicken.

6. Kapitel.

Pünkt 9 Uhr langten die ersten Gäste an. Der Herzog reichte seiner Tochter den Arm und führte sie in den Ballsaal, in welchem empfangen werden sollte.

Von einer berühmten Londoner Firma war hier wie in den anstoßenden Räumen geradezu Meisterhaftes geschaffen worden. Der Herzog hatte carte blanche gegeben, und das Resultat war ein über alle Erwartung glänzendes. Ein ganzes Treibhaus mußte geplündert worden sein, in solcher Fülle waren die schönsten duftenden Blüten überall verteilt. Herrliche Blattpflanzen schmückten die Wände des Ballsaales; in den lauschigen Nebengemächern prangten die kostbarsten Vasen, die seltensten Orchideen, und reizende Schlinggewächse hingen in kunstvoll arrangierten Ampeln. Während vergoldete Kronen und vielarmige Wandleuchter im Ballsaal strahlende Helle verbreiteten, herrschte in den anstoßenden Räumen zart gedämpftes Licht. Hier hatte man überall elegante, farbige Lichtschirme angebracht, die effektvoll und wohltuend für das Auge zugleich waren.

Lady Jane empfing ihre Gäste mit so viel Anmut und Grazie, daß alles entzückt war von ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es Herbert endlich, einige Worte mit ihr zu wechseln.

„Kann ich dir nicht behilflich sein, Jane? Möchtest du mich nicht zu deinem Adjutanten ernennen?" fragte er leise, indem er ihr innig in die leuchtenden Augen blickte. „Sicher wirst du jemand gebrauchen können, der sich gern nützlich machen will. Zum Beispiel als Tänzer für die Mauerblümchen wäre ich doch sicher zu verwenden, nicht wahr?"

„Sind das die hauptsächlichsten Pflichten eines Adjutanten?" fragte sie lächelnd.

„Nun ja, für den einer Ballkönigin sicher", entgegnete Herbert, sich tief vor Jane verneigend.

„Danke, ich werde nicht versäumen, von deinem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Nur ist es mir, als hättest du dich früher immer sehr dagegen gesträubt, mit uninteressanten und nicht hübschen Mädchen zu tanzen. Weißt du noch, auf Lady Herforts Ball vor zwei Jahren?" Sie blickte schelmisch zu ihm auf.

„Das war auch etwas ganz anderes. Damals konnte ich mich dir ausschließlich widmen, und daß ich da kein Augen für Mauerblümchen hatte, ist wohl erklärlich. Heute hast du hier als Herrin die Honneurs zu machen, und da ich nicht mit dir tanzen darf, ist es mir gleichgültig, wer deine Stelle einnimmt. Das Bewußtsein, dir die Pflichten deinen Gästen gegenüber etwas zu erleichtern, wird mich vollkommen entschädigen."

„Aber weshalb solltest du nicht mit mir tanzen dürfen?" meinte Jane verwundert.

„O, ich denke nur, ich habe kein Recht, dich, die Königin des Festes, ganz für mich in Anspruch zu nehmen. Aber du hast mir drei Walzer versprochen, und auf die verzichte ich nicht, selbst wenn der Prinz von Wales es verlangen sollte."

„Nun, davor kannst du ja sicher sein", erwiderte sie fröhlich. „Siehst du dort unter dem Kronleuchter in der Mitte die rothaarige Dame im gelben Kleide?"

„Ja, entsetzlicher Geschmack!" flüsterte Herbert, sich schüttelnd. „Was ist's mit der?"

„Nichts von Bedeutung; sie wird jedenfalls gern tanzen, wenn jemand sie auffordert."

(Fortsetzung folgt.)

Die Orchideenjagd.

Plauderei von Dr. M. Schwarz.

(Nachdruck verboten.)

Die Orchideenjagd ist der gefährlichste Sport, den die Menschen erfunden haben. Man ahnt kaum, wieviel Menschenleben die Eroberung jeder einzelnen dieser kostbaren Blumen gekostet hat. Die Orchideen, wahre Wunder der Schöpfung, entfalten sich nur unter einem Klima, das feucht und heiß zugleich ist; man findet sie daher nur in den ungesundesten Gegenden der Erde.

Die berühmtesten Orchideenjäger haben ihre Leidenschaft für die verführerischen und todbringenden Blumen, die einer Modelaune und dem immer mehr überhandnehmenden Luxusbedürfnis ihre Beliebtheit verdanken, mit dem Leben bezahlen müssen. Eine der großen englischen Firmen, welche mit Orchideen Handel treiben, hatte acht ihrer Vertreter ausgesandt, auf daß sie die seltenen Orchideenarten, die auf dem Westabhang des Himalaja wachsen, als Beute heimbrächten. Nach einem Jahre war von den acht kühnen Blumenjägern auch nicht einer mehr am Leben. Acht andere Orchideenjäger hatten sich in Tamatave versammelt, um sich dann nach verschiedenen Richtungen hin zu wenden. Ein Jahr später war nur noch einer am Leben, und dieser eine hatte sich eines jener schleichenden Fieber zugezogen, von welchem man nie wieder genesen kann. Es sind aber nicht alle Opfer der Leidenschaft für die Orchideen den Tücken eines ungesunden Klimas erlegen. Ein Forscher, der nicht weniger als vierzig neue Orchideenarten entdeckt hat, erzählt, daß er eines Tages in einem siamesischen Urwalde mit seinem Führer geriet, wie einer herrlichen Orchidee, die sich wie eine Schmarotzerpflanze bis zum Wipfel eines sehr hohen Baumes emporgeschlungen hatte, am besten beizukommen wäre. Da die Sonne, die sich gen Abend neigte, und die Waldstelle viel zu morastig war, als daß man dort die Nacht hätte verbringen können, beschloß man die eingeborenen Träger zum Wipfel des Baumes emporklettern zu lassen, während der Führer sich aufmachen sollte, um einen Lagerplatz für die Nacht zu suchen. Der Führer hatte sich aber kaum einige Schritte entfernt, als der Anführer ein furchtbares Gebrüll hörte: ein Tiger hatte sich auf den unglücklichen Mann gestürzt und ihn mit fortgeschleppt. Da inzwischen die Nacht hereingebrochen war, konnte man das Raubtier nicht einmal verfolgen; dafür gab man aber später der so schwer erkämpften Orchidee den Namen des armen Opfers der Jagd. Auch die „Eulophiella Elisabethae" ist um den Preis eines Menschenlebens erobert worden. Während in einem Walde auf Madagaskar ein Orchideenjäger einen Baum fällen ließ, um eine in den Treibhäusern Europas noch nie erschienene Orchideenart, die bis zu den höchsten Zweigen emporgeklettert war, in seinen Besitz zu bringen, sprang einem Neger eine sehr große Wildkatze ins Genick und zerfleischte dem Schwarzen den Rücken und die Schultern in so entsetzlicher Weise, daß der Unglückliche bald darauf seinen schweren Verletzungen erlag.

Man wirft den Wilden oft vor, daß sie einen Baum niederlegen, um eine Frucht zu pflücken; die Orchideenjäger gehen noch weiter: sie fällen einen Baum, um eine Blume zu pflücken. Auf den ersten Blick glaubt man solche Barbarei nicht entschuldigen zu können, bald aber erkennt man, daß sie durchaus gerechtfertigt ist. In den tropischen Ländern ist die Schlange, die sich unter Blumen verbirgt, keine rhetorische Phrase, sondern furchtbare, fast immer todbringende Wirklichkeit. Der Mensch, der einen Baum erklettert, dessen Spitze einer Schmarotzerorchidee Obdach gewährt, ist unrettbar verloren, wenn aus dem Laube plötzlich der Kopf einer aus ihrer Ruhe aufgestörten Schlange auftaucht. Auf dem glatten Boden ist die Flucht möglich, auf einem Baume aber hat der Mensch in solchen Fällen keine Rettungsmöglichkeit. Bei einer Orchideenexpedition wurden zwei Männer von Schlangen gebissen, und beide mußten das Leben lassen. In einigen südamerikanischen Ländern schreiten die Eingeborenen sofort zur Amputation des von einer Giftschlange gebissenen Gliedes, denn sie wissen aus Erfahrung, daß das Gift der kleinen Reptile, die Südamerikas Wälder unsicher machen, schon nach kurzer Zeit tödlich wirkt. Ein Indianer, der einen Orchideenjäger begleitete, wurde an der rechten Hand gebissen und bat, ohne einen Augenblick zu verlieren, einen seiner Stammesgenossen, ihm mit dem Dolchmesser das Handgelenk wegzuschneiden, was auch geschah. Woraus man ersehen kann, daß man dadurch, daß man die Bäume fällt, noch lange nicht vor Schlangen sicher ist; man kann ihnen dann aber immerhin leichter entrinnen, als wenn man schleunigst vom Baum zu klettern sucht oder mit der Geschicklichkeit eines Affen von Ast zu Ast springt.

Der furchtbarste Feind der Orchideenjäger ist aber weder die Schlange, noch das Sumpffieber, noch der Tiger: die größte Gefahr, die ihn bedroht, ist vielmehr der Mensch. Von acht Jägern, die eine englische Firma nach Indien gesandt hatte, wurden fünf von den wilden Volksstämmen, die am Westabhang des Himalaja wohnen, niedergemetzelt; die drei andern wurden gefangen genommen und mußten später Sklavendienste tun. Man weiß, daß die afrikanischen Neger mit grausamer Lust für ihre Opfer die raffiniertesten Martern ersinnen. Sie beschmierten den Körper eines Orchideenjägers, den sie gefangen hatten, mit einer Fettschicht, und warfen dann das Opfer auf einen Altar, wo sie es langsam verbrennen ließen. Dasselbe Schicksal stand einem anderen europäischen Jäger in Aussicht: sein Verbrechen bestand darin, daß er einen Eingeborenen nicht heil und gesund zu seinem Stamme zurückgebracht hatte, und er hatte ihn nicht zurückbringen können, weil der Schwarze auf der Orchideensuche von wilden Tieren zerrissen worden war. Der unglückliche Europäer, der das alles verschuldet haben sollte, sollte bei lebendigem Leibe geröstet werden, aber der Negerpotentat, der ein naher Verwandter des von den Bestien aufgefressenen Opfers war, erklärte dem Verurteilten, daß er geneigt wäre, ihn zu begnadigen, wenn er sich bereit finden ließe, die Witwe des Verstorbenen zu heiraten. Der Europäer beeilte sich, diese Strafumwandlung anzunehmen, und sorgte von Stund an in wahrhaft edler Weise für die ganze Familie seiner neuen Frau und ihres ersten Gatten. Es kommt nicht selten vor, daß der einzige Lohn, der dem Orchideenjäger nach so vielen Mühen und Gefahren winkt, eine gründliche Enttäuschung ist. Ein Jäger hatte in den Sümpfen am Orinoko viertausend überaus seltene Orchideen, die fast sämtlich von unvergleichlicher Schönheit waren, gesammelt. Unter zahllosen Mühen und Hindernissen wurde das kostbare Gut bis zum Gestade gebracht. Die Blumen waren aber schon an Bord des Schiffes, das sie nach Europa bringen sollte, als plötzlich, kurz vor der Abfahrt, ein Brand ausbrach, der so verheerend wirkte, daß auch nicht eine der herrlichen Pflanzen gerettet werden konnte. Vor einigen Jahren schickte ein sehr bekannter Orchideenjäger an eine englische Firma 27 000 Exemplare einer Orchideenart, die nur in Kolumbia vorkommt. Nur zwei dieser seltenen und besonders gesuchten Pflanzen lebten noch, als das Schiff an Englands Küste landete: sie brachten je 800 Mark, eine lächerlich kleine Summe, wenn man an den Selbstkostenpreis denkt. Wie kommt es wohl, daß so viele Menschen sich einem so undankbaren und mit so vielen Gefahren verknüpften Metier zuwenden? Es gibt dafür nur eine Erklärung: die Orchideenjagd ist kein Geschäft, sondern eine Leidenschaft!

Heimatmuseum der Stadt Wilsdruff WILSDRUFF
SLUB Wir führen Wissen.